

Helmut Zedelmaier

Werkstätten des Wissens zwischen Renaissance und Aufklärung



*Historische
Wissensforschung 3*

Mohr Siebeck

Historische Wissensforschung

herausgegeben von

Caroline Arni, Stephan Gregory, Bernhard Kleeberg,
Andreas Langenohl, Marcus Sandl und Robert Suter †

3



Helmut Zedelmaier

Werkstätten des Wissens
zwischen Renaissance
und Aufklärung

Mohr Siebeck

Helmut Zedelmaier: Studium der Geschichte, Germanistik, Politik und Soziologie; 1989 Promotion; 1996 Habilitation in Neuerer Geschichte; seit 2004 außerplanmäßiger Professor an der Ludwig-Maximilians-Universität München.

e-ISBN PDF 978-3-16-153935-0
ISBN 978-3-16-153807-0
ISSN 2199-3645 (Historische Wissensforschung)

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliographie; detaillierte bibliographische Daten sind im Internet über <http://dnb.dnb.de> abrufbar.

© 2015 Mohr Siebeck Tübingen. www.mohr.de

Das Werk einschließlich aller seiner Teile ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung außerhalb der engen Grenzen des Urheberrechtsgesetzes ist ohne Zustimmung des Verlags unzulässig und strafbar. Das gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen und die Einspeicherung und Verarbeitung in elektronischen Systemen.

Das Buch wurde von Martin Fischer in Tübingen aus der Minion gesetzt, von Hubert & Co. in Göttingen auf alterungsbeständiges Bilderdruckpapier gedruckt und gebunden. Der Einband wurde von Uli Gleis in Tübingen gestaltet. Umschlagbild: Cornelius Norbertus Guijsbrechts (Gysbrechts): Trompe-l'oeil, 1672. Kopenhagen, Statens Museum for Kunst.

Inhaltsverzeichnis

<i>Einleitung</i>	
Das Interesse am Wissen	1
<i>Wissen erwerben</i>	
Lesen als Tätigkeit	5
<i>Wissen suchen</i>	
Der aufschlussreiche Index	17
<i>Wissen sammeln</i>	
Die Geschichte des Exzerpierens	45
<i>Wissen verwalten</i>	
Die Geburt des Zettelkastens	63
<i>Wissen kontrollieren</i>	
Die Reinigung der Bücher	75
<i>Wissen repräsentieren</i>	
Die Bibliothek als Herrschaftsinstrument	89
<i>Wissen disziplinieren</i>	
Der Vielwisseur in der Kritik	107
<i>Wissen ausgrenzen</i>	
Vorsintflutliche Zeiten	123
Epilog	133
Dank	135

Anmerkungen	137
Literatur	147
Textnachweise	160
Abbildungsnachweise	162
Personenregister	165

Einleitung

Das Interesse am Wissen

Im globalen Netz vermitteln uns Suchmaschinen Informationen sekundenschnell. Wie wir Informationen suchen, wie wir lesen und das Gelesene verarbeiten, all das hat sich radikal verändert. Einem ebenso tiefgreifenden Wandel sind die Agenturen und Institutionen unterworfen, die Wissen aufbereiten, es in Bewegung setzen und verkaufen. Die Erfahrung von Veränderung fördert Differenzierung und schärft die historische Aufmerksamkeit. Daraus erklärt sich das Interesse für die Vergangenheit des Wissens und die damit verbundenen Praktiken. Was über Jahrhunderte, scheinbar unverändert, betrieben wurde, wird zum Thema historischer Untersuchungen, wenn sich die Historizität buchgestützter Praktiken abzeichnet.

Erfahrungskontexte neuer Kommunikationstechnologien haben die historische Aufmerksamkeit durchdrungen. „Wissensgeschichte“ hat Konjunktur. Die neue Wortverbindung ersetzt mehr und mehr alte Bezeichnungen wie Wissenschafts-, Bildungs- oder Ideengeschichte. Meist handelt es sich dabei nur um eine Frage der Etikettierung. Der Begriff „Wissen“ verspricht ins Abseits geratenen Erzählungen neue Attraktivität; er referiert aber auch auf die bereits ältere Kritik an der klassischen Wissenschaftsgeschichte, die sich, eingeschlossen in gegenwärtige Fachdisziplinen, der Logik von Abstammungsgeschichten schwer entziehen kann.¹ Wissensgeschichte und die neue Wissenschaftsgeschichte stehen für die Untersuchung unterschiedlicher, nicht auf sogenanntes „wissenschaftliches“ Wissen beschränkte historische „Wissensfelder“.² Sie historisieren und relativieren Wissen und Wissenschaft. „Was wir bislang für Entdeckungen hielten“, resümierte schon 1997 der englische Historiker Peter Burke, beschreibt man heute „als ‚erfunden‘ oder ‚konstruiert‘“.³

Um die Konstruktion von Wissen geht es auch in diesem Buch, doch weniger in epistemologischer als vielmehr in praktischer Hinsicht. Die Aufmerksamkeit für alltägliche Praktiken der Wissensproduktion, ihre historischen Kontexte und Transformationen führte in der neueren Wissens- und Wissenschaftsgeschichte, aber auch in der Politik- und Verwaltungsgeschichte zur Entdeckung neuer Untersuchungsgegenstände. Viele in den letzten Jahren entstandene Untersuchungen könnten aufgerufen werden. Beispiele sind Forschungen zur – auf den ersten Blick so banal wirkenden – Rolle und Funktion von Zetteln in den Wissenschaften, mit denen sich die Wissenschaftshistorikerinnen Lorraine Daston unter der Frage

„Warum sind Tatsachen kurz?“ und Anke te Heesen im Blick auf das „Notebook“ als „Paper-Technologie“ beschäftigt haben;⁴ oder Forschungen zur ‚Empirierfassung‘ mit Hilfe von Frageformularen, welche die spanische Herrschaft einsetzte, um Wissen über ihre Kolonien zu generieren, wie der Historiker Arndt Brendecke gezeigt hat.⁵

Engeres Thema des vorliegenden Buchs sind Wissenspraktiken von Gelehrten zwischen Renaissance und Aufklärung. Welche Techniken und Methoden nutzten sie, um Informationen zu finden? Wie haben sie ihr Wissen verwaltet und verarbeitet? Welche Kräfte und Kontexte bewirkten in diesem Zeitraum Veränderungen der Praktiken und Institutionen der Wissensgenerierung? Dabei interessieren weniger Ideen und Einsichten als vielmehr Praktiken und Bedingungen, die Wissen und Wissenschaft ins Werk setzten und erst ermöglichten. Die ersten Kapitel beschreiben Tätigkeiten, die heute noch grundlegend für wissenschaftliches Arbeiten sind: Lesen („Wissen erwerben: Lesen als Tätigkeit“), Recherchieren („Wissen suchen: Der aufschlussreiche Index“), Aufschreiben („Wissen sammeln: Die Geschichte des Exzerpieren“), Ordnen („Wissen verwalten: Die Geburt des Zettelkastens“). Es folgen zwei Kapitel, die in Fallstudien – zur katholischen Bücherzensur („Wissen kontrollieren: Die Reinigung der Bücher“) und zur fürstlichen Bibliothek („Wissen repräsentieren: Die Bibliothek als Herrschaftsinstrument“) – das Funktionieren von Wissensinstitutionen und dessen Grenzen ausleuchten. Thema der beiden abschließenden, begriffsgeschichtlichen Studien ist die Transformation des Wissens im Übergang zur Moderne. Zwei Veränderungsprozesse stehen dabei im Zentrum: die Formierung der nach Disziplinen geordneten Wissensordnung („Wissen disziplinieren: Der Vielwisser in der Kritik“) und die Umstellung auf Fortschritt und Zukunft („Wissen ausgrenzen: Vorsintflutliche Zeiten“).

Heutige Visionäre digitaler Wissenswelten wollen uns davon überzeugen, dass wir uns in eine Gesellschaft hineinbewegen, in der immer mehr Menschen immer mehr wissen. Ihr „Traum von fehlerloser Kommunikation“ und umfassender Weltverbesserung qua Technik, so der Publizist Evgeny Morozov, beruft sich gerne auf historische Vorbilder (vor allem: die Aufklärung), markiert aber die analoge und digitale Welt als revolutionäre Differenz.⁶ Es mag zutreffen, dass noch nie eine so große Zahl an Daten für so viele Menschen zugänglich war wie heute, und noch nie war es offensichtlich so einfach, mit Hilfe von Browsern und raffinierten Suchmaschinen jederzeit auf alles mögliche extern gespeicherte Wissen zuzugreifen. Doch löst man sich von der Fixierung auf das bloße Wachstum von Daten und deren digitaler Verarbeitung, erweist sich schnell die beschränkte Erklärungskraft einfacher Fortschrittsgeschichten. Die „Erzählung vom gelobten Land Digitalien“ habe eine lange Vorgeschichte, stellte jüngst der Historiker Valentin Groebner fest.⁷ Auch darum geht es in diesem Buch: um die historische

Relativierung der viel beschworenen „digitalen Revolution“, die einiges von ihrem revolutionären Charakter verliert, sobald man sich genauer auf die buchgestützte Welt und ihre Werkstätten einlässt.

Die folgenden Studien stellen Untersuchungen, die ich in den vergangenen Jahren in Vorträgen zur Diskussion gestellt und in Einzelbeiträgen publiziert habe, in einen Zusammenhang. Für die vorliegende Publikation wurden sie umgearbeitet, teils erweitert, teils gekürzt, und neu akzentuiert.⁸

München, im Juni 2015

Helmut Zedelmaier

Wissen erwerben

Lesen als Tätigkeit



Abb. 1: Stummes Lesen, wie es dieses Bild eindrucksvoll vorführt, ermöglicht intensives Lesen. Der Leser sitzt regungslos und vertieft sich mit geschlossenen Lippen in ein Buch. Seit dem 9. Jahrhundert konnte lautlos, nur vermittelt durch die Augen, gelesen werden.

Lesen ist eine fundamentale Kulturtechnik, über deren Geschichte eine Menge bekannt ist. Man beschäftigt sich mit den Objekten des Lesens, den Texten, erforscht deren Materialität und Produktion (Buchrolle, Codex, gedrucktes Buch), analysiert die Formen und Praktiken der Textüberlieferung und Sammlung, die Ausdifferenzierung unterschiedlicher Textformen (Buch, Zeitung, Zeitschrift) und die Veränderungen in der Distribution von Texten (von der Handschriftenkultur bis zur Herrschaft des Marktes). Auch über den Leser sind wir durch Statistiken zur Alphabetisierungsrate und Buchproduktion gut informiert: die

historische Veränderung der Lesefähigkeit und der Lektürevorlieben wird quantitativ und sozial differenziert.⁹

Eine jüngere Forschungsrichtung widmet sich der Frage, wie gelesen wurde, also mit Hilfe welcher Techniken sich Leser Texte aneigneten. Wir verdanken ihr aufregende Entdeckungen; aufregend deshalb, weil Lesen hier als historisch unterschiedliche Tätigkeit sichtbar wird und damit jene Selbstverständlichkeit verliert, die es für die Geisteswissenschaften lange Zeit besaß und oft immer noch besitzt. Denn Texte und Leser werden gewöhnlich als unveränderlich, als unabhängige Konstanten vorausgesetzt. Man geht davon aus, dass die Fähigkeit zu lesen gleichsam abstrakt auf einen Text trifft, der seinerseits wiederum als Abstraktion aufgefasst wird, „als etwas, das unabhängig von den geschriebenen, ihn erst lesbar machenden Objekten existiert“, wie es der französische Kulturhistoriker Roger Chartier ausgedrückt hat.¹⁰ Seine Feststellung betrifft die Geltung der klassischen Hermeneutik ebenso wie die Grenzen der Aussagen, die aus der quantitativen Erfassung der Lesefähigkeit oder Textproduktion historisch abgeleitet werden. Denn die Tatsache, dass so und so viele Texte gedruckt werden und so und so viel Prozent der Bevölkerung lesen können, sagt für sich genommen nichts darüber aus, was Leser aus Texten gemacht haben.

In einer Untersuchung zu den „Perioden der Lesergeschichte“ in der Neuzeit hat der Literaturwissenschaftler Rolf Engelsing 1970 die bis heute oft wiederholte Auffassung vertreten, erst im Gefolge einer „Leserevolution“ im 18. Jahrhundert habe sich die Leseweise von der bis dahin überwiegend praktizierten intensiven Wiederholungslektüre zur modernen extensiven Lektüre umgestellt.¹¹ Leseweisen sind in dieser Sicht homogene Praktiken. Dass sie sich im Blick auf ihre sozialen und kulturellen Bedingungen und Kontexte vor und nach dem 18. Jahrhundert stark unterscheiden, wurde in jüngeren Untersuchungen herausgearbeitet. Die interessantesten Beiträge zur Historisierung der Welt des Lesens kommen aus Frankreich, aber auch aus anglo-amerikanischen Ländern. Paläographen wie Paul Saenger und Malcolm Parkes ermöglichten ein neues Verständnis der historischen Veränderung der Leseweisen.¹² Mit akribischer Passion erforschten sie die Materialität antiker und mittelalterlicher Handschriften und zeigten, dass Veränderungen der Schriftgestalt (Entstehung von Worttrennung, Interpunktion) Indikatoren veränderter Lesegewohnheiten sind.

Seit dem 9. Jahrhundert konnte Lesen wie heute üblich stumm, vermittelt allein durch die Augen, also rein visuell betrieben werden (vgl. Abb. 1). Die mündliche (lautierende) Lektüre war intensiv, langsam und auf die Aneignung weniger Bücher konzentriert, zudem auch physisch anstrengend; erst das visuelle, stille Lesen ermöglichte ein schnelleres, effektiveres und extensiveres Lesen, das mit Veränderungen der formalen Textgestalt einherging. Seit dem 12. Jahrhundert wurden Kapitelüberschriften, auch Absätze, Register und weitere Hilfsmittel üb-

lich, die den pragmatischen Umgang mit Texten förderten. Texte konnten jetzt je nach Bedarf aufgeschlüsselt, Textteile einfacher miteinander und mit anderen Texten in Beziehung gesetzt werden.

Das stumme Lesen und die mit ihm verbundenen neuen Techniken der Buchgestaltung und Buchbenutzung ermöglichten ein ungebundeneres, auch privateres und intimeres Lesen. Auf Bildern sieht man jetzt regungslos sitzende Leser, die sich mit geschlossenen Lippen in Bücher vertiefen. Paul Saenger bringt die neue Möglichkeit ausschließlich visuell vermittelter und privater Lektüre, die sich im europäischen Spätmittelalter auch unter Laien verbreitete, in Verbindung mit skeptischen und kritischen Einstellungen gegenüber Kirche und Obrigkeit, welche die neuen religiösen Bewegungen antrieben.¹³ Das widerständige Lesen, wie es auch jener Müller aus dem Friaul betrieb, dessen Welt der italienische Historiker Carlo Ginzburg so eindrucksvoll rekonstruiert hat,¹⁴ wird uns im Blick auf die Versuche, es zu kontrollieren, genauer im Kapitel über das Exzerpieren beschäftigen.

Geht man von der einen, auf das 18. Jahrhundert datierten „Leserevolution“ aus, erscheint das vormoderne Lesen als bloße Vorgeschichte. Neuere Forschungen hingegen zeichnen eine „kontrastreiche Geographie der Lektüre“ mit unterschiedlichen „Revolutionen“.¹⁵ Lesepraktiken besitzen ihre eigenen historischen Epochen und Konjunkturen. Sie entwickelten sich unabhängig von den technischen Veränderungen der Buchproduktion. Das stumme Lesen mit den skizzierten Konsequenzen für die Beziehungen zum Geschriebenen ging der technischen Revolution, die im 15. Jahrhundert die Buchherstellung veränderte, zeitlich voran. Gewiss erschloss die Produktion mit beweglichen Lettern den Praktiken des Lesens neue Möglichkeiten; auch erhielten mehr Leser Zugang zu einer größeren Anzahl von Büchern. Doch die Dispositive, die „das Buch zum Gegenstand und zugleich zum Werkzeug“ von vielfältigen Tätigkeiten machten, entstanden unabhängig von der Druckerpresse.¹⁶ Liest man in vielen, auch neueren Arbeiten weiterhin Gegenteiliges, dann ist das nur die Wiederholung einer lange akzeptierten Geschichte, die „eine Menge höchst wichtiger Fakten außer acht“ lässt, wie es der amerikanische Historiker Anthony Grafton ausgedrückt hat.¹⁷

Veränderungen in der Geschichte des Lesens wie die der Verbreitung des lautlosen Lesens sind allmähliche, unspektakuläre und anonyme historische Vorgänge, die den Zeitgenossen kaum auffielen und die sich nur indirekt belegen lassen. Es handelt sich um keine Revolutionen in dem Sinn, dass sie gewohnte Leseweisen umstürzen. Das stumme Lesen verdrängte nicht das laute Lesen, das weiterhin nicht nur beim Vorlesen, sondern auch beim ‚Für-sich‘ Lesen praktiziert wurde. Lautes und stummes Lesen sind für den Historiker abstrakte, blasse Modellvorstellungen. Merkmale mittelalterlicher Schriftzeugnisse wie Register und Tabellen verweisen zwar darauf, dass Texte weitgehend still gelesen wurden, und sie er-

möglichen Schlussfolgerungen über die kulturellen Auswirkungen dieser Tätigkeit; doch über konkrete Praktiken des Lesens geben sie keine Auskunft.

Der amerikanische Buchhistoriker Robert Darnton schlug in einem erstmals 1986 publizierten Aufsatz mit dem programmatischen Titel *Erste Schritte zu einer Geschichte des Lesens* verschiedene Wege vor, mehr über das ‚Wie‘ des Lesens und seine historischen Veränderungen in Erfahrung zu bringen.¹⁸ In den folgenden Kapiteln werden wir einige genauer erkunden. In diesem Kapitel geht es zunächst um die Frage, welche Ideale dem Lesen in der Vergangenheit zugrunde lagen. Hinweise zur Beantwortung geben Texte, die das Lesen auf unterschiedliche Weise thematisieren, darunter solche, die über Praktiken der Lektüre informieren und Anleitungen geben, wie Bücher zu lesen sind. Solche Leseanleitungen kannten bereits Antike und Mittelalter. Antike Lesediätetiken werden in der Frühen Neuzeit regelmäßig zitiert; ein von Historikern häufig ausgeschöpfter mittelalterlicher Text ist das aus dem 12. Jahrhundert stammende *Didascalicon* des Hugo von St. Victor.¹⁹ Leseanleitungen in der Neuzeit beziehen sich auf veränderte Kontexte sowie auf neu entstandene soziale und kulturelle Konfigurationen. Sie reagieren auf die wachsende Zirkulation von Büchern, die unter den Bedingungen der beweglichen Lettern auch Menschen erreichen, die bislang keinen Zugang zur Welt der Schrift hatten. Neuzeitliche Leseanleitungen bestimmen das Anliegen, Lesen zu regulieren. Sie sind von dem Problem beherrscht, wie die neu entstandenen Freiheiten und inneren Spielräume genutzt, aber auch begrenzt werden können, die sich mit den Möglichkeiten unkontrollierten, da weitgehend stillen und privaten Lesens ergeben hatten.

Im Europa zwischen Renaissance und Aufklärung sind vor allem Leseanleitungen weit verbreitet, die professionelle Leser und solche, die es werden wollten, instruierten. Der professionelle Leser, das war der Gelehrte,²⁰ ‚gelehrtes‘ Lesen das Fundament des professionellen Wissenserwerbs zwischen Spätantike und Aufklärung, als die Aneignung und Verarbeitung der antiken Überlieferung nicht nur die schulische und akademische Sozialisation bestimmte, sondern auch den Maßstab vorgab, was als wissenschaftliches Wissen Geltung beanspruchen konnte. Ein Beispiel kann verdeutlichen, welche Ideale und Praktiken damals mit dem gelehrten Lektüremodell verbunden wurden.

Nichts ist schöner und nützlicher als Ordnung – diese Maxime eröffnet die 1630 gedruckte Enzyklopädie (*Encyclopaedia*) von Johann Heinrich Alsted, Professor an der „Hohen Schule“ in Herborn (vgl. Abb. 2). Wie Alsted ausführlich erläutert, gilt die Maxime für Kirche und Staat, ebenso aber auch für die Welt des Wissens. Ordnung ist das Bindemittel der Gemeinschaft von Gelehrten („gluten societatis scholasticae“), Voraussetzung für das Gewinnen von Erkenntnissen und zugleich Stütze der Erinnerung.²¹ Er empfiehlt seine methodisch geordnete („ordo methodicus“) Enzyklopädie als Ideal und Muster gelehrter Ordnung. Sie



Abb. 2: Das Titelblatt von Johann Heinrich Alsted's Enzyklopädie, erschienen 1630, ist Sinnbild für die Muster christlicher Wissensordnung: Allegorien der Theologie (links oben), Jurisprudenz (rechts oben) und Medizin (links unten) sowie der Philosophie als Fundament (rechts unten) verweisen auf die universitäre Wissensordnung nach den vier Fakultäten. Die Enzyklopädie behandelt aber auch an Universitäten damals nicht gelehrtcs Wissen („Mechanica“ und „Varia“ unten links und rechts). Anfang und Ende der Welt markieren das Paradies (oben) und das jüngste Gericht (unten); alles Streben nach Wissen ist ausgerichtet auf Frömmigkeit („Pietati“, links) und humanistische Bildung („Humanitati“, rechts).

bot dem Leser ein alle Wissensgebiete umgreifendes System von Vorschriften, ein am Vorbild der Divisionslogik des französischen Philosophen Pierre de la Rameé (Petrus Ramus) orientiertes und von Alsted mit pedantischer Sorgfalt abgespultes Regelwerk, das in Verbindung mit zahlreichen Tabellen und fein verzweigten Gliederungsaufzügen methodisches Lernen und Erinnern gewährleisten sollte.²² Laut Alsted liefere seine Enzyklopädie das Skelett („skeleton“) des Wissens; dem Leser bleibe es überlassen, daraus einen vollständigen Körper („corpus succipulum“) zu machen.

Alsteds Enzyklopädie lässt sich als eine Art Raster verstehen, das Lektüre vermitteln soll und damit verbunden eine Systematik anbietet, mit deren Hilfe Lesen geordnet betrieben werden kann.²³ Prinzipiell gebe es vier Arten, um Wissen zu erwerben: Man müsse Lehrer hören, Bücher lesen, Nützliches aufschreiben sowie das Gehörte, Gelesene und Aufgeschriebene ständig wiederholen, um es dem Gedächtnis einzuprägen. Bücher seien dabei die wichtigsten Quellen, einfach deshalb, weil sie immer zur Hand seien, im Unterschied zu Lehrern, die zudem ungelehrt sein könnten.

Wie aber soll gelesen werden? Nach Alsted benötigt man analog zur frühneuzeitlichen akademischen Vorlesungspraxis am besten für jedes Wissensfach ein eigenes Buch. Er schlug jedoch im Unterschied zur damals vorherrschenden Praxis keine antike Autorität vor, sondern ein ‚modernes‘ Lehrbuch, das er mit einem methodisch geordneten Buch nach Art seiner Enzyklopädie verband. Es dient als Erinnerungsort („sedes lectionis“), auf den die Lektüre lebenslang bezogen werden soll. Man müsse das Werk intensiv und wiederholt lesen, möglichst laut, um das Gedächtnis zu stabilisieren. Das enzyklopädische Lehrbuch gibt dem Leser Halt im weiten Feld der Lektüren; es orientiert sein Exzerpieren und leitet das Verwalten der Exzerpte an, als deren Ordnungskategorien die systematischen Titel der Enzyklopädie dienen. Im Prozess des Nachdenkens („meditatio“) wird das, was die Lektüre „pflückte“ („quae lectio arripuit“), verarbeitet und dem Gedächtnis eingepägt. Beim Schreiben („scriptio“) wiederum dient das während der Lektüre gesammelte Material als Fundament der Erfindungskunst („inventio“). Alsted reformuliert Regeln der antiken Rhetorik für eine gelehrte Praxis, deren Reflexion auch dann, wenn es um das Schreiben geht, im Gestus der Rede geschieht: Wolle man über eine Sache sprechen, durchlaufe man die ganze Enzyklopädie und wähle aus den einzelnen Wissensfächern das aus, was dem jeweiligen Zweck dienlich sei („quae faciunt ad propositum“).²⁴

Die Art und Weise, wie Alsted die mit seinem Lektüremodell verbundenen Praktiken beschreibt,²⁵ verweist auf einen wichtigen Gesichtspunkt: Wissenspraktiken in der Frühen Neuzeit sind nicht mehr in dem Maß wie in Antike und Mittelalter auf die Mündlichkeit des Sprechens und Hörens bezogen, sondern auf Schriftlichkeit, auf das Lesen und Schreiben von Texten. In einem langgestreckten

Prozess verwandelte sich die antike „inventio“ von in der Praxis eng mit dem Gedächtnis sowie der Mnemotechnik verknüpften Techniken der Gedankenführung zu Techniken, die darauf ausgelegt sind, bestimmte Stellen in schriftlich fixierten Texten zu identifizieren. Dadurch wurde das Finden von Argumenten zu einer Operation, die weniger von der beschränkten Gedächtnisleistung des einzelnen Gelehrten als vielmehr und zunehmend von externen Speichern und Medien sowie damit verbundenen Instrumenten gesteuert wurde.²⁶ Die Auswirkungen dieses Prozesses sind Gegenstand der folgenden Kapitel.

Enzyklopädische Studien- und Leseinstruktionen verfassten vor allem protestantische Gelehrte, insbesondere Calvinisten wie Alsted.²⁷ Katholischen Autoren kam es mehr darauf an, die Techniken des Lesens genau zu regulieren. Es waren Jesuiten, die das Genre der Lektüretechniken begründeten und damit großen Erfolg hatten. Die 1614 erschienene Anleitung über Methoden, Bücher mit Nutzen zu lesen (*De ratione libros cum profectu legendi*) des Italieners Francesco Sacchini brachte es auf mindestens 20 Auflagen, von denen einige auch in protestantischen Verlagen gedruckt wurden.²⁸ Der deutsche Jesuit Jeremias Drexel gab 1638 eine Anleitung zum Exzerpieren (*Aurifodina Artium et scientiarum omnium; Excerptendi Sollertia*) heraus; auch sie wurde von protestantischen Gelehrten empfohlen und erlebte 14 Auflagen.²⁹ Von beiden Büchern wird im Kapitel „Wissen sammeln“ genauer die Rede sein.

Leseinstruktionen unterscheiden sich im Blick auf die empfohlenen Autoritäten und die Prinzipien der Literatúrauswahl. Bei katholischen Autoren wie Sacchini dienen anders als bei Alsted antike Autoren als Grundtexte; aber auch etwa Johann Amos Comenius, Bischof der Böhmisches Brüder, zieht antike modernen Autoren als orientierende Leittexte vor.³⁰ Doch ist die Kombination von intensiv zu lesenden Büchern, die als Gedächtnisorte dienen, mit einem extensiven Lesen, bei dem spezielle Lese- und Exzerpiertechniken anzuwenden sind, also die Leitlinien, die Alsteds enzyklopädisches Leseprogramm bestimmen, eine überkonfessionell gültige Grundlage gelehrter Lektüre in der Frühen Neuzeit. Seit der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts entstehen dann allerdings Instruktionen, die Hinweise auf Veränderungen in der Wahrnehmung des Lesens und der damit verknüpften Techniken geben.

Ein Beispiel sind Anleitungen zum ‚politischen‘ Lesen. Gemeint ist das von den Regeln politischer Klugheit und Nützlichkeit diktierte Lesen, welches Menschen unterweist, die in der höfischen Gesellschaft erfolgreich bestehen wollen. Lesen ist hier eingebunden in Strategien höfischer Selbsterhaltung; es hat sich an speziellen Regeln zu orientieren, besonders an der Verstellungskunst, der Simulation und Dissimulation,³¹ die gebietet, das Gelesene zu verbergen, damit daraus keine Schlüsse auf die Person und ihre Absichten abgeleitet werden können. „Liesest du etwas“, lautet die „vernünftige Staats- und Lebens-Regel“ in einer höfischen